

Andreas Englisch

## **Die Petrusakte**

Thriller



## Prolog

Pater Pedro Altavilla de Jerez blinzelte in Minutenabständen um die Ecke der Mauer. Doch der Hausmeister, der seit mindestens zwei Stunden Feierabend haben musste, saß noch immer in seinem Stübchen hinter der Glastür und sortierte Briefe. Der Pater lehnte sich enttäuscht an die Wand und blickte durch das romanische Fenster in den vernachlässigten Garten, der einmal das Schmuckstück des umbrischen Klosters gewesen sein musste, bevor die Franziskanermönche in ein kleineres Haus umgezogen waren. Seitdem der Konvent als Tagungsstätte vermietet wurde, beschränkte sich der Gärtner darauf, nur noch den Rasen innerhalb des Kreuzgangs zu mähen. Die Antiken Rosen waren nicht beschnitten worden, und die Orangen verfaulten an den Ästen. Pater Altavilla de Jerez band seinen Schal fester. Ihn fröstelte. Das Fenster stand offen, aber die warme Frühlingsluft schien einen Bogen um die Korridore des Konvents zu machen, genau wie die Vögel, die sich nicht auf die Fensterbank aus Granit setzen mochten.

Der Pater konnte jetzt hören, wie sich Stockwerk um Stockwerk über ihm leerte. Die Holztüren mit den Milchglasscheiben, die an Badezimmertüren erinnerten, aber nur weitere Korridore freigaben, klirrten nicht mehr so oft. Teure Ledersohlen schlurften nur noch gelegentlich über das graue Linoleum, das durch unzählige Schichten von Bohnerwachs glatt wie eine Eisbahn geworden war. Der Auszug nach dem dreitägigen Seminar zum Thema »Pastoraltheologie«, das mehr als hundert hochkarätige Theologen unter ein gemeinsames Dach zusammengeführt hatte, verlief leise und freudlos. Am Portal tauschte niemand Adressen aus. Weder stolze Eltern noch hüpfende Kinder holten die Teilnehmer am Portal ab. Nur große schwarze Limousinen rollten über den Kies, nahmen eilige Männer in schwarzen Kutten an Bord und verschwanden. Durch das offene Fenster konnte der Pater zwei Priester sehen, die zu Fuß langsam den Hügel hinabgingen, offenbar auf der Suche nach einer Bushaltestelle.

Ein Stuhl wurde gerückt, eine Tür klirrte, und endlich polterte der Hausmeister durch den Gang, Zellentür um Zellentür auf ihren abgeschlossenen Zustand prüfend.

»Na also«, dachte der Pater und suchte in seiner Kutte nach einem Stück Papier. Der Hausmeister war am Ende des Ganges angekommen und verschwand über die Treppe. Der Pater rief den Aufzug, kritzelte ein »O. k.« auf den Papierfetzen und ließ ihn auf den Fahrstuhlboden fallen.

Wenige Augenblicke später setzte sich der Lift in Bewegung, fuhr drei Stockwerke hinauf, dann wieder hinab. Pater Altavilla de Jerez rieb sich die Hände warm, als Monsignore Joseph Cunnings, Professor für Moraltheologie, aus dem Aufzug trat.

»Ist der Hausmeister weg?«, fragte er.

»Ja, er ist endlich gegangen.«

»Unser Mann wird gleich die Mitteilung finden, dass er hier herunter in die Kapelle kommen soll. Haben Sie den Schlüssel?«

»Nein, nicht nötig, die Kapelle ist nicht abgeschlossen.«

»Wir brauchen trotzdem den Schlüssel«, sagte Professor Cunnings. »Wir müssen uns mit ihm einschließen. Sonst wird er wahrscheinlich einfach auf dem Absatz kehrtmachen. Er dürfte nicht gut auf uns zu sprechen sein.«

»Wir haben ihm doch nichts getan«, antwortete Pater Altavilla de Jerez.

»Mein Gott, versetzen Sie sich doch einmal in seine Lage. Wir laden ihn ein und lassen ihn wochenlang ein Referat vorbereiten, das er dann nicht vortragen darf. Er wird sich fragen, wer ihm diesen üblen Streich gespielt hat.«

»Wir konnten den Mann doch nicht ernsthaft auf die Referentenliste setzen«, empörte sich Pater Altavilla de Jerez, Leiter der Philosophischen Fakultät der päpstlichen Universität Urbana. »Er hat ja nun gewiss nicht unser Niveau.«

Professor Cunnings zog die Brauen hoch. »Das haben wir ihm auch deutlich genug klargemacht. Und deswegen wird er jetzt bestimmt nicht nett mit uns plaudern wollen.«

»Gut«, lenkte Pater Altavilla de Jerez ein, »aber wir können ihn trotzdem nicht einschließen. Wenn er sich umdreht und hinausgeht, müssen wir eben einen anderen Kandidaten suchen.«

»Das wäre gefährlich«, warnte Professor Cunnings. »Wir haben schon zu viel Aufhebens um seine Auswahl gemacht.«

Die beiden Theologen hörten jetzt Schritte. Professor Xian Li Kim, der junge koreanische Kirchenrechtsexperte, kam die Treppe herunter. Professor Wilhelm Meinhard von Hohendorff, der mit Dreißig schon das Biblicum leitete, schritt hinterher. Pater Pedro Altavilla de Jerez nahm ein Etui und ein Feuerzeug aus der Tasche seiner Soutane und zündete sich eine Zigarette an. Er hatte kaum zwei befreiende Züge getan, als er hörte, dass der Aufzug wieder anfuhr. Er drückte die Zigarette am Fensterbrett aus, fand keinen Abfalleimer, steckte die Kippe in sein Etui und folgte den anderen in die Kapelle.

Gemeinsam traten die vier Geistlichen vor den Altar, knieten nieder und bekreuzigten sich.

Keiner der vier Professoren hatte Vikar Vincenzo Peo in der Menge der Geistlichen während des Kongresses erkennen können, denn sie wussten nicht genau, wie er aussah. Sie hatten

zahlreiche Informationen über ihn gesammelt und stellten sich den Vikar als einen dünnen, bleichen, unsicheren jungen Mann vor, der verstimmt darüber sein würde, dass er seinen bedeutungslosen, von ihm selbst jedoch grenzenlos überschätzten Vortrag nicht halten dürfen.

In diesem Punkt irrten die Wartenden. Die schwarze Aktentasche, die an der Hand von Vincenzo Peo über den Flur in Richtung Kapelle getragen wurde, war leer. Der Vikar hatte kein einziges Wort eines Vortrags zum Thema »Pastoraltheologie« schriftlich vorbereitet, sondern auf seine Intuition vertraut. Er hätte einfach über praktische Erfahrungen in der Gemeindegemeinschaft gesprochen. Denn davon hatte Vikar Peo in seiner bisherigen Priesterlaufbahn reichlich gesammelt.

Er war von der katholischen Kirche bisher vor allem dafür eingesetzt worden, junge Menschen durch ein konkurrenzloses Freizeitangebot in den Bann der Gemeinde zu ziehen. Er besaß das Talent, mit Kindern umzugehen, und konnte Baumhäuser bauen, bolzen, boxen und segeln. Außerdem kannte er neben Kirchenliedern, die sich am Lagerfeuer klampfen lassen, auch alle Beatles-Songs. Dass sein Bericht über Pfadfinderfreizeiten und Jugendmessen bei diesem Seminar der Elite des Kirchenstaates schlecht angekommen wäre, war Vincenzo Peo erst aufgegangen, nachdem er zwei Vorträge über Syntaxprobleme der Sprache Jesu (Altaramäisch) und über die Systematik der vatikanischen Diplomatie in bilateralen Fragen gehört hatte.

Deshalb hatte Vincenzo Peo ein Dankgebet gesprochen, als er entdeckte, dass sein Name auf der Referentenliste des Seminars fehlte.

Als Vikar Peo jetzt die Tür zur Kapelle aufstieß, verstand Professor Cunnings sofort, warum die meisten Menschen, die er befragt hatte, sich so genau an diesen jungen Priester erinnern konnten, auch wenn sie ihn nur kurz getroffen hatten. Es lag daran, dass der Vikar den ersten zerknitterten Priesterrock trug, den Professor Cunnings je in seinem Leben gesehen hatte. Vincenzo Peo trug seine Soutane, wie ein Detektiv einen Trenchcoat trägt.

Er sah aus wie ein Mann, der seinen Lebensunterhalt als Profisportler verdient und sich aus einem unerfindlichen Grund als Priester verkleidet hat. Dass niemand ihn auf den ersten Blick für einen Priester hielt – selbst in der Soutane nicht –, lag vor allem daran, dass nicht nur der Mantel, sondern die ganze Erscheinung etwas zutiefst Unordentliches ausstrahlte. In seinem Gesicht waren wegen einer oberflächlichen und hastigen Rasur dunkle Bartstoppeln stehen geblieben, die auf den Wangen, am Hals und am Kinn wie Akzente zur Betonung wirkten, dass er nichts von einem konservativen Erscheinungsbild hielt. Sein schwarzes kräftiges Haar, obwohl kurz geschnitten, sah wegen der zahlreichen Wirbel auf seinem Kopf strubbelig aus,

selbst wenn er es gerade gekämmt hatte, was selten genug vorkam. Er war groß und schien die an ihm herunterbaumelnden Arme nicht in eine harmonische Bewegung des Körpers einfügen zu können, und seine hastigen Schritte erinnerten eher an das Gewetze eines Fußballers auf dem Rasen als an das Schreiten eines Priesters zum Altar. Am erstaunlichsten aber waren seine strahlend blauen Augen. Selbst wenn er nachdenklich war, verärgert oder ernst ins Gebet versunken, ließen seine fröhlich leuchtenden Augen keinen Zweifel daran, dass es für ihn ein ziemlicher Spaß war, Vincenzo Peo zu sein.

Doch die vier Theologen waren nicht nur von Peos Äußerem, sondern auch von seinem forschen Auftreten überrascht. Cunnings, Li Kim und von Hohendorff blickten irritiert zu Boden, als der Vikar seine Tasche auf eine Kirchenbank knallte und die vier Priester musterte, ohne etwas zu sagen. Niemand rührte sich. Nur die Sonne unternahm in diesem Augenblick etwas. Sie richtete ihren Strahl auf das bunte Glasfenster mit dem Mariä-Heimsuchungs-Motiv und tauchte die Kapelle in schillerndes Licht. Peo, der hier in den vergangenen Tagen an Messen teilgenommen hatte, kam es vor, als könnte der Lichtstrahl endlich den Geruch von weißen, im Matsch eines Friedhofs zertretenen Chrysanthemen vertreiben.

Pater Altavilla de Jerez hatte sich als erster gefasst. »Wir freuen uns sehr, dass Sie unserer Einladung Folge geleistet haben«, sagte er. »Nehmen Sie doch Platz.«

Der Satz stoppte Peos Ansatz einer Bewegung. Er hatte gerade losgehen und den Herren, die in einem Halbkreis vor dem Altar standen, die Hand geben wollen, hielt jetzt aber inne und setzte sich in eine Kirchenbank.

»Wir hätten Sie gern unter anderen Umständen gesprochen, aber wir kommen nur selten zusammen. Deswegen haben wir Sie hierher zu diesem Seminar gebeten. Andernfalls hätten wir natürlich ein persönlicheres Gesprächsumfeld vorgezogen«, sagte Meinhard von Hohendorff und stellte sich vor, wie seine Mutter die Augenbrauen hochziehen würde, wenn er es tatsächlich wagte, Peo auf den Sommersitz der Familie einzuladen, und der Vikar in seiner liederlichen Soutane zum Abendessen anträte, um sich mit Bauernappetit über die Pâté herzumachen.

Professor Cunnings sah Peos Blick an, dass er alle vier Theologen erkannt hatte und endlich so etwas wie Ehrfurcht empfand. Als er schließlich antwortete, konnte es keinen Zweifel mehr geben: Er war beeindruckt. »Dass Sie mit mir sprechen wollen, ehrt mich natürlich. Aber was könnte ich schon für Sie tun?«

»Kommen wir gleich zum Punkt«, sagte Li Kim. »Sie haben sich auf eine Stelle in Palermo beworben, in einer schwierigen Pfarrei. Das spricht für Sie. Aber wir möchten Sie bitten, die Stelle nicht anzutreten. Wir möchten, dass Sie in drei Monaten, im August, als Vikar nach

Ariccia gehen. Kennen Sie Ariccia? Es liegt nur ein paar Kilometer vor Rom in den Albaner Bergen.«

»Ich war dort einmal auf einem Fest. Alle aßen fettes Spanferkel auf einer enormen Brotscheibe«, sagte Peo.

»Porchetta. Das gilt als Delikatesse«, präzisierte Cunnings. »Warum brauchen Sie mich in Ariccia?«

»Ich bedaure. Wir können Ihnen keine einzige Frage beantworten.« Meinhard von Hohendorff sprach den Satz so entschieden aus, dass Peo sich fragte, ob er die Betonung vorher geprobt hatte.

»Was soll das bedeuten?«, wollte Peo wissen.

»Dass wir Sie einfach bitten, uns zu vertrauen«, antwortete der Leiter des Biblicums.

»Das klingt ja sehr geheimnisvoll. Darf ich wenigstens fragen, wie Sie auf mich verfallen sind? Man rechnet in Palermo mit mir, und ich würde dort sehr ungern so kurzfristig absagen.«

»Lassen Sie das unsere Sorge sein«, beschwichtigte Professor Cunnings.

»Solange Sie mir nicht sagen wollen, welche Aufgabe ich dort für Sie erfüllen soll, kann ich nichts versprechen. Vielleicht bin ich der Sache nicht gewachsen«, wandte Peo ein.

Professor Cunnings durchmaß den Raum und stellte sich dann vor den Vikar. »Wir trauen Ihnen zu, alle Probleme zu bewältigen.«

»Welche Probleme?«

Cunnings schwieg.

»Ich will es mir überlegen«, sagte Peo, nahm seine Tasche, stand auf, nickte den Herren zu und ging.

Seine Schritte waren noch zu hören, als von Hohendorff sagte: »Vielleicht hätten wir etwas vorsichtiger sein sollen.«

»Das frage ich mich gerade auch«, pflichtete Cunnings bei.

## I

Simonetta Fracassi hatte in ihrer Bar in Ariccia ihr Leben lang wenn nicht auf den Zuckertopf auf der Theke oder in das Gesicht eines Kunden, so doch auf das geschaut, was man eben durch die Glastür des Eingangs sehen konnte: auf das seit Menschengedenken geschlossene Portal des 500 Jahre alten Palazzo Chigi auf der anderen Seite der Straße. Sie konnte sich an die mit zu viel Leim auf die Flügeltüren geklebten Plakate eines Zirkus erinnern, die nur sehr langsam vergilbt waren. Sie konnte sich an die dunklen Tage im Herbst erinnern, an denen der Dauerregen das Holz der Türen durchweicht hatte. Sie erinnerte sich an die Frühlingmorgen, an denen die Sonne das alte Bronzeschloss im Licht erglänzen ließ, und sie erinnerte sich an die Sommerabende, an denen die Tauben, die im Obergeschoss des Hauptflügels hausten, hinunterflatterten, um vor dem Eingang ein paar Körner zu picken, die eine alte Frau dort regelmäßig ausstreute.

Simonetta Fracassi war auch an jenem Abend in ihrer Bar gewesen, als etwas Ungeheuerliches geschah: Eine junge Frau mit einem Metallkoffer in der Hand tauchte vor dem Schloss auf. Es gehörte eine gewisse Erfahrung dazu, die Simonetta Fracassi durchaus besaß, um zu erkennen, dass die junge Dame sehr wahrscheinlich eine ausgezeichnete Figur hatte. Simonetta tippte sofort auf eine Ausländerin, obwohl die Fremde nicht größer als eine durchschnittliche Italienerin war. Aber sie hatte mit einer Windjacke und einer weiten Hose alles getan, um ihren hübschen Körper zu verstecken. Für eine Italienerin war das kaum begreiflich. Simonetta hatte vor allem unten in Rom immer wieder junge Ausländerinnen gesehen, die offenbar mit allen Mitteln vermeiden wollten, dass ihre hübsche Figur wahrgenommen wurde, vermutlich, weil sie fürchteten, dann nicht mehr ernst genommen zu werden.

Auch das schulterlange blonde Haar hatte die junge Frau auf eine so einfallslose Art frisieren lassen, dass es signalisierte: Ich lege keinerlei Wert darauf, dass man mir hinterherschaut. Simonetta Fracassi sah ihr zu, wie sie vor dem Schloss auf und ab ging und sich Notizen machte. Sie schien sich nicht im Geringsten bewusst zu sein, dass man ihr zusehen könnte, denn sie ging eigentlich nicht, sie stapfte wie ein Cowboy über den Vorplatz des Schlosses.

Simonetta konnte das hübsche, schmale Gesicht, dem nur ein Hauch von Lippenstift gegönnt worden war, erkennen. An der Art, wie sie die Stirn krauszog, sich mit dem Finger an der Nase kratzte, erkannte Simonetta, dass die junge Frau vermutlich auch Grimassen schnitt, unkontrolliert laut in der Öffentlichkeit lachte und all die Dinge tat, die junge Damen unvorteilhaft aussehen lassen konnten.

›Was könntest du aus dir machen, wenn du so aussähest‹, dachte Simonetta gerade, als die junge Frau mit dem Metallkoffer plötzlich an das Portal klopfte.

Simonetta hatte sich das Lachen nicht verkneifen können und ihren Mann rufen lassen. Es war ihr so absurd erschienen, an dieser Tür zu klopfen, als hätte jemand gegen die Kacheln im Waschraum ihrer Bar geschlagen und erwartet, dass Schnaps herausflösse.

Doch dann war ein Fenster aufgesprungen, und der junge Fürst Alessandro Chigi hatte sich herausgebeugt und die Dame gefragt, was er für sie tun könne. Die Frau hatte geantwortet, dass sie den Palazzo besichtigen wolle. Eine Minute später war eine der verschlossenen Flügeltüren geöffnet worden, und die Fremde war in den Palast getreten.

Was danach geschehen war, wurde in zahllosen fantasievollen und schlüpfrigen Geschichten kolportiert. Denn die Dame, eine achtundzwanzigjährige Architekturstudentin aus Deutschland mit Namen Marion Meiering, war geblieben. Sie zog in die ehemalige Waffenkammer im Erdgeschoss des verlassenen 126-Zimmer-Palastes ein und war für eine Weile die meistbenedete Frau der Stadt, während die Bewohnerinnen Ariccias sich fragten, warum sie niemals auf die Idee gekommen waren, einfach an das Palasttor zu klopfen und sich auf diese Weise einen Prinzen zu angeln – wenn auch einen verarmten.

Der Neid legte sich erst, als nach Monaten noch immer keine Hochzeit angekündigt worden war. Niemals sah man den Fürsten mit seiner deutschen Geliebten in der Öffentlichkeit. Es schien, als sei neben Alessandro Chigi, der wie ein Einsiedler lebte, eine weitere Einsiedlerin in den Palast eingezogen, um die Abgeschlossenheit des Ortes mit den 120 Rehen und Hirschen im Schlosspark zu teilen.

Als unerträglich exzentrisch galt Marion Meiering schließlich, als sie mit einem Sportdrachen, den ihr ein römischer Klub geliehen hatte, am Himmel über dem Park des Palazzo Chigi auftauchte. Schon als sie zum ersten Mal das Segel des Drachenfliegers auf dem Sattelplatz hinter dem Schloss ausgebreitet hatte, war das nicht unbeobachtet geblieben. Von der alten Brücke aus konnte man, seitdem die Rehe sich explosionsartig vermehrt hatten, die tiefe Schlucht einsehen, die zum Park des Palastes gehörte. Das dichte Unterholz war verschwunden, die Blätter und Zweige, die die Wege und Tempelchen und die sagemuwobenen Grotten verdeckt hatten, waren alle abgefressen worden.

Als der Blick frei war, nahm man in Ariccia mit Befriedigung auf, dass es die Grotten wirklich gab, von denen man sich seit Jahrhunderten erzählt hatte. Es war also tatsächlich wahr, dass vor langer Zeit die Fürsten Chigi so überspannt gewesen waren, im Winter mit großen Pferdewagen Schnee von den Abruzzen nach Ariccia bringen zu lassen, der dann in den tiefen Felsgrotten gelagert wurde, um im Sommer die Gäste der Kardinäle, Bischöfe oder



Prinzen Chigi in Form von Sorbet mit Zitronensaft in maßloses Erstaunen zu versetzen. Den mit steinernen Drachen und Krokodilen geschmückten Weg, der aus der Schlucht hinauf zu den Höhlen führte, konnte man jetzt von der Brücke aus klar erkennen. Der Wald verbarg nicht mehr den von Tunneln durchzogenen Felsen, der ein Lager der Armee der römischen Kaiser an der Heeresstraße Via Appia gewesen war. Die Fürsten Chigi hatten ihn als Sockel für ihr schnörkelloses, mit großen Fenstern ausgestattetes Renaissanceschloss benutzt. Dieser von zahllosen Gängen zerfressene Felsen war lange als Weinkeller benutzt worden. Der Sattelplatz, auf dem Marion den Rahmen des Drachens zusammensetzte, lag hinter dem Haupttor, durch das jahrhundertlang die Wagen der Gäste der Chigis gerollt waren. Allein dieser Sattelplatz mit den anschließenden Höfen war so groß, dass die komplette Altstadt von Ariccia darauf Platz gefunden hätte. Das Dorf war wie eine Vorgartendekoration des Palastes auf dem Hügel angelegt worden, und seine Bewohner hatten das auch immer so empfunden.

Auf der Brücke hatten sich schließlich mehrere Dutzend Zuschauer versammelt. Hausfrauen, die an der nahen Haltestelle gewartet hatten, und Verkäuferinnen, die gerade Mittagspause machten, sahen zu, wie der Drache immer mehr Form annahm. Das Gebilde aus Plastik und Metall war von Weitem klar zu erkennen, das Segel hatte die Farbe des Meeres auf einer Urlaubspostkarte und bildete einen scharfen Kontrast zu dem Palast, dessen Ockergelb der Regen und die Zeit in eine unendliche Zahl von Varianten des ursprünglichen Farbtons verwandelt hatten. Als sie schließlich startete, sahen ihr an diesem heißen Sommertag mehr als hundert Leute von der Brücke aus nach. Das war kurz bevor zur allgemeinen Überraschung ein Trupp Antiquitätenhändler aus Rom anrückte, der aus dem Palast Tische, Stühle und Kommoden abtransportierte. Die Spekulationen darüber, auf welche Weise das exzentrische Liebespärchen jetzt das Geld verjubeln würde, wurden jäh unterbrochen, als Handwerker eintrafen, alle zerbrochenen Scheiben im Palast herausschlugen, die in den Räumen nistenden Tauben vertrieben und die Fenster reparierten. Auf diese Weise erwarb sich die reservierte Deutsche den Ruf von Tüchtigkeit. Das Privileg, das der Verlobten des Prinzen Alessandro Chigi zustand, nämlich an jedem zweiten Donnerstag im Monat mit den Ehegattinnen der Mitglieder des Pfarrgemeinderates in Gianfrancos Trattoria zu Abend zu essen, wurde ihr gewährt.

Zunächst zeigte sich die Deutsche sehr bemüht, verteilte kleine Geschenke, wollte sogar Fotos von den Damen für einen geplanten Bildband über italienische Frauengesichter machen. Sie interessierte sich dafür, ob die Italienerinnen noch in der Landwirtschaft helfen müssen (kaum), ob Frauen geschlagen wurden (wieso?) und welchen Anteil die Männer an der Erziehungsarbeit übernahmen (warum sollten sie?). Als die Damen sie schließlich als festes

Mitglied der Runde akzeptiert hatten und ihr Tipps gaben, wie sie ihren Fürsten halten und zur Heirat bewegen könnte, nämlich mit Marmeladen, Braten und Pastagerichten, Reizwäsche und anderen weiblichen Tricks, da begann Marion Meiering sich vom führenden Damenzirkel von Ariccia zu distanzieren. Eines Tages sagte sie zu Carla Tartarella, sie könne in absehbarer Zeit nicht mehr zum Donnerstagabendessen kommen, sie habe keine Zeit.

»Keine Zeit?«, schrie wenige Stunden später Enza La Scarpa, die gerade im Gemeindeheim Würste für hungrige Katholiken in der russischen Diaspora machte. Als hätte sie, die ihr Haus, einen Weinberg, drei Enkel und die schwerkranke Schwiegermutter zu versorgen habe, etwa Zeit. Als müsste sie diesen einen Abend, den man sich traditionell gönne, nicht nacharbeiten. Was bildete sich diese krautfressende Deutsche eigentlich ein? Nur weil sie gelegentlich im Auftrag der Kirche ein paar Bücher übersetzte, hatte sie an den Damen-Donnerstagen keine Zeit?

Auch die Mattioli hatte die Tücke, die in Marions Weigerung steckte, sofort erkannt. Jetzt würde sie sich anhören müssen, dass die Deutsche nicht nur kein Geld in Gianfrancos Trattoria verjubelte, sondern in dieser Zeit sogar noch dazuverdiente, was sie laut Lucio ja auch mal tun könnte.

Simonetta Fracassi schaute an diesem Donnerstagabend über ihre Bartheke hinweg auf die inzwischen gereinigten und frisch gewachsenen Flügeltüren des Palastportals und sah, dass in der ehemaligen Waffenkammer im Erdgeschoss das Licht eingeschaltet wurde. Der führende Damenzirkel von Ariccia würde also in Gianfrancos Trattoria wieder einmal vergeblich auf Marion Meiering warten. Zweifellos würden die Gattinnen der Mitglieder des Pfarrgemeinderates den Rest des Abends über die arrogante Deutsche herziehen, die jetzt schon ihren zweiten Sommer im Schloss von Ariccia verlebte. Dabei kannte eigentlich niemand in der Stadt sie wirklich, dachte Frau Fracassi.

## II

Nachdem sie die Umzugskisten und Koffer auf den Bordstein gestapelt hatten, verabschiedete sich der junge Prälat, der Vincenzo Peo nach Ariccia gebracht hatte. Es begann dunkel zu werden, und Peo war froh darüber, dass er so rasch allein gelassen wurde. Er setzte sich auf eine der Kisten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah dem kleinen Lastwagen nach, der in der Dämmerung des immer noch heißen Abends zur Hauptstraße hinauffuhr und in Richtung Rom verschwand. Er wusste, dass er jetzt den Lohn für die endlosen Stunden im

Priesterseminar ernten würde, dass er über diese Treppen zu seiner Wohnung in das Leben hineinlaufen würde, auf das er so lange gewartet hatte.

Das Haus lag in einer engen Seitengasse, hatte aber nach hinten hinaus einen eingezäunten Garten, der sich über mehrere Ebenen erstreckte. Peo nahm sich vor, als Erstes in Erfahrung zu bringen, wie viele Kindergartenplätze in seiner Gemeinde fehlten. Dann würde er den Müttern den Garten anbieten. Er sah Kinder zwischen den Aprikosenbäumen spielen. Die Frauen würden sich bei der Aufsicht ablösen, und ab und zu würden die Väter kommen. Wenn er es dann geschafft hatte, dem ersten arbeitslosen Vater einen Job zu vermitteln, wenn er seinen Gemeindemitgliedern klargemacht hatte, dass er für sie da war, dass Kirche eine Solidargemeinschaft sein musste, dass es nicht darum ging, bei der Sonntagsmesse den neuen Wagen oder den neuen Anzug vorzuführen, dann hätte er gewonnen.

Peo schleppte die erste Kiste die Treppe hinauf. Die Tür war nicht abgeschlossen. Er schaltete das Licht an, setzte seine Last im Korridor ab, betrat das angrenzende Wohnzimmer und stellte zufrieden fest, dass es groß genug war, um die Jugendlichen zum Tanzkurs einzuladen. Er kannte einen Pater, der ausgezeichnet Walzer unterrichtete. Er sah sich im Raum um, in dem nur zwei alte Sofas standen, und konnte sich sehr lebhaft das Klavier vorstellen, das Getrappel der Schritte, die schüchternen Jungs und Mädchen, die in all den Türen stehen würden, die von dem Raum hinaus in den Garten führten.

Er schleppte weitere Kisten hoch, lehnte seine Skier an die Wand, ließ ein paar Fußbälle in den Flur rollen und stieg dann die Treppe zu dem Stockwerk hinauf, in dem sein Schlafzimmer liegen musste. Er wunderte sich gerade über die ziemlich gewagten Kalenderbilder an der Wand, die nicht von seinem Vorgänger stammen konnten, als er ein Geräusch hörte, das wie ein Räuspern klang. Er meinte schon, sich geirrt zu haben, da hörte er es noch einmal deutlicher.

Die erste Tür im Obergeschoss war nur angelehnt. In dem Raum stand ein breites Bett. Auf dem Stuhl daneben saß eine alte Frau mit einem Knoten im weißen Haar. Alles an ihr, von der Frisur über den gestärkten Kittel bis zu den ausgetretenen Sandalen, wies darauf hin: Vor ihm saß keine Person, sondern eine menschengewordene Dienstleistung. Sie saß da, als hätte sie stundenlang an einem Totenbett gewacht.

»Sind Sie Vikar Peo?«

»So ist es. Was machen Sie hier?«

»Brauchen Sie Bettzeug?«

»Nein«, sagte Peo. »Wieso?«

»Haben Sie ein paar Töpfe für die Küche, oder essen Sie immer mit uns? Ich bin Valentina, die Haushälterin des Propstes.«

»Ich koche selbst«, sagte Peo.

»Wer soll denn Ihren Haushalt führen? Ich habe dazu keine Zeit.«

»Ich brauche niemanden«, sagte Peo. »Ich habe immer alles allein gemacht.«

»Wäsche gewaschen und Socken gestopft?«

»Natürlich.«

»Das sieht man«, antwortete die Haushälterin und deutete auf das zerknitterte Hemd und die fleckigen Jeans. »Aber was soll's? Dass Sie mich nicht brauchen, ist umso besser.«

Sie stand auf, ging an Vikar Peo vorbei aus dem Zimmer und stieg die Treppe hinunter. Peo schätzte sie auf Mitte Sechzig. Am Fuß der Treppe blieb sie stehen und drehte sich nach ihm um.

»Kann ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?«, fragte Peo. »Nein«, sagte sie.

Peo folgte ihr trotzdem und ging an ihr vorbei in die Küche, die komplett eingerichtet war, nahm zwei Gläser von der Spüle und füllte sie mit Leitungswasser.

»Ich will nichts«, sagte die Haushälterin.

Er stellte das volle Glas wieder zurück auf die Spüle. Sie blieb im Flur stehen und sah ihn immer noch an.

»Kann ich sonst etwas für Sie tun? Warum starren Sie mich so an?«, fragte Peo.

»Ich will wissen, wie ein Vikar aussieht, der etwas ausgefressen hat.«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich etwas ausgefressen habe?« »Niemand wird hierher versetzt, wenn er nicht etwas angestellt hat.«

»Aber das ist meine erste Gemeinde.«

»Dann müssen Sie sich im Seminar eine Menge Eskapaden geleistet haben.«

»Habe ich nicht. Wie kommen Sie darauf?«

Vincenzo Peo fielen jetzt erst ihre strahlend blauen Augen auf, die im Kontrast zu dem mürrischen Gesicht standen.

»In Ariccia hat es seit Ewigkeiten keine Pfarrei San Nicola mehr gegeben. Der Dompropst aus Genzano hat diese Pfarrei mit betreut. Er kam an den Sonntagen einfach herüber, um die Messe zu lesen. Und jetzt schicken sie plötzlich gleich zwei Priester in die Gemeinde von San Nicola, in der es seit Ewigkeiten keinen Propst mehr gegeben hat.«

»Wirklich?«, fragte Peo.

»Ja. Wussten Sie das nicht?«

»Nein.«

»Was meinen Sie denn, was das hier für eine Wohnung ist? Das ist doch kein Pfarrheim. Das ist eine angemietete Wohnung, wie mein Propst sie auch hat. Seit Jahren jammert die Diözese, sie habe kein Geld. Wir haben nicht mal neue Messgewänder bekommen. Aber jetzt schicken sie meinen Propst und einen Grünschnabel von Vikar an eine Stelle, wo vorher niemand war, und zahlen zwei Wohnungen. Die ganze Pfarrei San Nicola besteht aus einem Dutzend alter Witwen.«

»Das wusste ich alles nicht.«

»Dann hätten Sie sich vielleicht mal erkundigen sollen. Ich habe im Pfarramt nachgeblättert. Seit 1957 war hier kein Propst mehr im Dienst. Der letzte wurde davongejagt.«

»Warum?«, fragte Peo.

»Das weiß ich nicht. Aber Sie sind ja ein ziemlich blauäugiger Mann. Wenn Sie mal einen Blick ins Kirchenverzeichnis geworfen hätten, bevor Sie hier mit Sack und Pack anrückten, dann wüssten Sie, dass in die Kirche San Nicola seit dem Mittelalter nur Priester abgesandt wurden, die man strafversetzen musste.«

Der Vikar sah sie an.

»Da frage ich mich doch: Was machen wir hier? Der Propst redet nicht mit mir darüber, weil er sich schämt, dass sie uns aus unserer feinen Propstei in Itri hierher geschickt haben. Ich dachte, Sie wüssten, wozu das alles gut sein soll.«

»Ich weiß von nichts«, sagte Peo.

Sie lehnte sich an eine der Kisten. »Ich hatte mit dem Propst ein ruhiges Leben. Er ist alt und steht kurz vor der Pensionierung, genau wie ich. Ich lasse ihn nicht allein, bis er wirklich pensioniert wird. Aber ich habe auch kein Verständnis für diese Sperenzchen. Wissen Sie wenigstens, wie lange das gehen soll?«

Der Vikar schüttelte den Kopf. »Ich weiß überhaupt nichts«, gab er zu.

»Dann halten Sie mal Ihre Augen auf, und sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie was hören!«

Die Tür schlug hinter ihr zu.

### III

Als der Bus hielt, die Tür quietschend aufsprang und Marion Meiering ausstieg, fiel die nachmittägliche Lethargie plötzlich von ihr ab. Ein Hauch kühlerer Luft stahl sich unter ihr blaues Strandkleid und war ihrer Haut so willkommen, dass es keinen Zweifel mehr daran

geben konnte, dass sie zu lange in der heißen Augustsonne gelegen hatte. Sie nahm ihre Strandtasche, ging über den Domplatz von Ariccia und fand wieder einmal, dass ihre Rücksichtnahme bisher zu weit gegangen war.

Sie nahm die Straße hinunter zur Kirche von San Nicola, obwohl sie wusste, dass sie jederzeit Alessandros mürrischem Gesicht begegnen konnte. Er würde es nicht akzeptieren, dass sie in einem Strandkleid zur Kirche ging. Marion beschloss, sich heute über diesen Unsinn hinwegzusetzen, zumal das Kleid wadenlang war und einen der dezentesten Ausschnitte hatte, den man in Ariccia zu sehen bekam. Ihr vom Salz verkrustetes Haar war streng zurückgekämmt.

Dem neuen Vikar würde sie nicht unangenehm auffallen, und wenn, dann war es ihr ab heute egal. Die Vorschrift, die ihr verbot, in einem Strandkleid das Kästchen neben der Kirche mit den Botschaften für den Pfarrgemeindebrief zu öffnen, gehörte in die gleiche unsinnige Kategorie des »Das macht man in Ariccia nicht« wie das Baden im Meer.

An klaren Sommertagen konnte man von Ariccia aus den nahen Strand von Tor Vaianica sehen. Trotzdem fuhr nur eine Handvoll Menschen hinunter ans Wasser. Auch Alessandro hatte sie eindringlich davor gewarnt, sich in Tor Vaianica an den Strand zu legen, hatte ihr den unglaublichen Dreck geschildert und etwas davon gefaselt, dass man, wenn man schon baden gehen wollte, das doch bitte an den Küsten Capris tun sollte. Später hatte sich herausgestellt, dass Alessandro überhaupt noch nie am Strand vor Ariccia gewesen war.

Tor Vaianica war nicht schmutziger als die Strände Capris, aber fest in der Hand von Pasta essenden Großfamilien aus niederen Einkommensschichten, die hier unter selbst gebastelten Sonnenschutzdächern auf mitgebrachten Campingstühlen den ganzen Sommer verbrachten. Die Dame, die im Schloss von Ariccia wohnte, durfte nicht am gleichen Strand mit Menschen baden, die Alessandro »diese Leute« nannte.

Marion nahm den Schlüssel aus der Badetasche und öffnete das kleine grüne Kästchen am Zaun neben der Kirche, in das die Gemeindemitglieder ihre Mitteilungen für den Pfarrgemeindebrief warfen. Sie ließ die handgeschriebenen Zettel in ihre Tasche gleiten. Hinterbliebene luden die Verwandtschaft zum Totenamt ein, Messdienerführer vertagten Gruppensitzungen, und die Damen, die den Blumenschmuck für das Pfarrfest basteln sollten, trafen sich in dieser Woche im Haus der Familie Giusti.

Der angesichts der aufzuwendenden Arbeitszeit extrem gut bezahlte Job, die Zettel abzutippen, hatte ihr der Priester aus Genzano überlassen, weil er es leid war, bis nach Ariccia zu fahren, um das Kästchen zu leeren. Die Druckerei verlangte, dass die Vorlage für den

Pfarrbrief als Computerdiskette abzugeben sei. Da sie die Einzige im engeren Umfeld der Pfarrei war, die einen Computer besaß, kam nur sie für den Job infrage.

Marion sah zur Vikarwohnung hinauf. Die vertrockneten Blumen auf der Treppe, die zu seinem zweigeschossigen Haus hinaufführte, ließen erkennen, dass er ein nachlässiger Mensch war. Marion ging zurück zur Hauptstraße.

Die Hitze des Tages legte sich. Die tief stehende Sonne tauchte die gelben Häuserfassaden in goldenes Licht. Marion hatte noch keine Lust, jetzt schon in ihre Kammer zurückzukehren, zumal dort nur der vermutlich schlecht gelaunte Alessandro auf sie wartete. Weil Simonetta Fracassis Bar auf dem Platz noch geschlossen war, wartete sie auf der Straße darauf, dass Carla Baglioni ihr Sanitärgeschäft öffnete. Denn sie hatte ihr etwas zu sagen. Es war besser, es gleich hinter sich zu bringen. Und heute fühlte sie sich in Form. Trotz der schlechten Nachricht würde sie bei Carla Baglioni einen eisgekühlten Tee bekommen.

Sie stellte sich an die Bushaltestelle der Hauptstraße. Den Tipp hatte sie auch von Carla. Eine junge Frau durfte in Ariccia nicht ohne Grund unbegleitet am Straßenrand herumstehen. Marion hatte von Jugendlichen, die auf ihren Vespas vorbeiratterten, ein paarmal den spöttischen Zuruf »Keine Kundschaft?« gehört. Dabei war sie niemals aufreizend gekleidet. Sie trug meistens lange Hosen, Pullover, schwarze Jacken. Im Gegensatz zu Carla, die ihre großen schönen Brüste, zwischen denen ein kleines Kruzifix baumelte, stets tief dekolletiert zur Schau stellte, damit aber offenbar nicht gegen Anstand und Moral verstieß. Was Marion dachte, wenn sie das Kruzifix sah, hatte sie Carla nicht gesagt. Sie wollte ihre Freundin nicht beleidigen. Sie hatte ihr viel zu verdanken, denn sie war die Einzige gewesen, die sich irgendwann getraut hatte, im Laden ganz offen mit ihr zu sprechen.

»Du bist also die Fremde, die sich den Fürsten geangelt hat!«, hatte Carla festgestellt.

»Geangelt?«, hatte Marion empört geantwortet. »Ich bin hierhergekommen, weil ich an einer Doktorarbeit schreibe über die Architektur des fünfzehnten Jahrhunderts. Alte Schlösser sind sozusagen mein Beruf.«

Carla hatte ihr Haar zurückgestrichen und sich nach vorn über den Tresen gebeugt, sodass man ihre ganze Pracht sehen konnte. Marion hoffte, dass sie das nicht machte, wenn verwirrte kleine Jungs bei ihr einkaufen wollten.

»Und dann bist du gleich über Nacht geblieben, und er hat dir ein Zimmer eingerichtet?«

»Herrgott noch mal«, hatte Marion gesagt. »Er jammerte mir vor, das Schloss breche zusammen, es regne durch das Dach, und er fragte mich, ob ich ihm nicht bei der Restaurierung helfen könne. Schließlich bin ich Architektin.«

Klar hatte sie helfen können. Er brauchte doch nur zu wissen, welche Anträge er auszufüllen hatte. Der europäische Denkmalschutz hatte für Renaissanceschlösser zumindest genug Geld, um sie vor dem Einsturz zu bewahren, wenn der Eigentümer nicht mehr zahlen konnte.

»Dass du das erledigt hast, ich meine, die ganzen Handwerkeraufträge für das Schloss, die du uns beschafft hast, dafür sind wir dir doch dankbar«, sagte Carla. »Lass die Mädels ruhig über dich lästern. Es ist ja nur Neid. Aber, meine Liebe, dass du mehr als ein Jahr ganz allein mit dem Fürsten im Schloss zusammengelebt hast und da nichts gelaufen ist, das glaube ich dir nicht«, hatte Carla hinzugefügt und war danach ganz Ohr gewesen.

»Auf solche Fragen antworte ich nicht«, hatte Marion zunächst gesagt und gelächelt. Sie hatte dann aber doch keine Spielverderberin sein wollen.

Es war schon beinahe beleidigend gewesen, dass sie wochenlang in der ehemaligen Waffenkammer schlief, nur ein paar Meter von ihm entfernt, und er niemals auch nur den geringsten Annäherungsversuch unternahm. Irgendwann im Sommer hatten sie abends auf dem Vorplatz gesessen, und da war sie aufgestanden und hatte ihn plötzlich auf den Mund geküsst. Das hatte sie Carla gegenüber zugegeben. Was dann geschehen war, dass sie bei Alessandro eine Leidenschaft ausgelöst hatte, die ihr am Anfang durchaus schmeichelte, ihr später aber immer unheimlicher wurde, das hatte sie für sich behalten.

Ein Bus fuhr vorbei. Carla sollte jetzt als Erste erfahren, dass sie sich entschlossen hatte, aus Ariccia fortzugehen. »Du willst ihn verlassen?«, würde Carla fragen. »Warum?«

Es war sicher besser, sich jetzt schon eine Antwort einfallen zu lassen. Sie hatte geglaubt, dass er irgendwann die Schweigsamkeit ablegen würde, die sie anfangs für Schüchternheit gehalten hatte. Aber er war so verschlossen geblieben wie am ersten Tag und wurde ihr dadurch immer fremder. Seine körperliche Nähe war ihr unangenehm geworden.

»Er kennt einfach keine Zärtlichkeit«, würde sie Carla gestehen, und Carla würde sie fragen: »Wann willst du gehen?«

Ja, wann? Das war das Problem. Zunächst musste sie noch zwei Bücher für den Kirchenverlag übersetzen, die ihr ein gewisses finanzielles Polster garantierten.

Die Türen des Sanitärgeschäftes wurden jetzt aufgeschlossen, und Marion überquerte die Straße. Sie erkannte Carlas Mann an der Kasse. Er sagte nur: »Carla kommt heute nicht.«

»Dann schaue ich ein anderes Mal vorbei«, versprach Marion und ging.